Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Schweizerische Literatur [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572588

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der Verschiedenheit ihres Wesens vorherbedingt. Hossain fühlte sich durch Afifahs unverständlich leidenschaftliche Schmerzäußerungen verklagt und getroffen, während Afifah nun klar zu erkennen glaubte, daß Hossain kein Herz habe, daß er ein kalter, nüchterner Rechner sei, der, wenn er nichts mehr zu rechnen habe, mit seiner Liebe am Rande angekommen sei. Wenn er sie recht liebte, meinte sie, so müßte er sie ganz anders trösten in solchem Leid.

So dämmerte allmählich der Morgen herauf. Mit der aufgehenden Sonne verließen die Liebenden das ungastliche Haus und betraten mit niedergeschlagenen Augen die Straße. Sie sahen weder sich selbst noch jemand anders an. Sie gingen, weil sie nicht wohl stehenbleiben konnten. Doch lag ihrem Weg keinerlei Plan zugrunde, und das Gewölke der Sorge hing grau und drohend über ihren Häuptern. Bei alledem war eine Art Gleichgültigkeit über sie gekommen, eine Folge allzu heftigen Kummers.

Wie sie nun so doppelt heimatlos, glücklos, liebeleer und hungrig vor Gram durch die morgendlich belebten Straßen schlichen, ließ sie ein Lärm und ein Menschenauflauf aufschauen, und da es sich um eine Sache von einiger Bedeutung zu handeln schien, erwachte als erster Lebensfunke die Neugierde wieder in ihnen. Als sie sich etwas vordrängten, wozu sie ein wenig Energie aufwenden mußten, sahen sie gerade, wie ein Effendi einen Mann aus seinem Hause prügelte.

„Jawohl," rief er dabei, „solch einen Schelmen und Räuber habe ich zum Türhüter gemacht! Geh' in die Hölle türhüten, du Lügenbold, du Freßwolf, du räuberischer Nimmersatt!"

Dem Mann auf dem Fuß folgte seine Frau unter denselben Abschiedszeremonien, bei denen der Stock die Hauptrolle spielte. Sie führte weinend ein Kind an der Hand.

„Hier kommt auch die Wölfin mit dem Jungen! Geht in die Wüste und macht einen Bund mit den Hyänen allesamt! Ich will mir einen andern Türhüter suchen, der kein Wegelagerer ist."

Hossain dachte, das müsse doch ein recht verworfener Mensch sein, der ein Vertrauensamt also zu Räubereien mißbrauche. Er wollte besser Ehre einlegen. Und plötzlich zuckte wie ein Blitz ein Gedanke in seinem Kopf auf:

„Wenn du das Amt hättest, wärest du ja vorderhand mit Afifah wohlgeborgen!"

Und alsogleich faßte er das Mädchen an der Hand, trat mit ihm vor den Effendi und sagte:

„Herr, wir sind ein junges Ehepaar. Wenn es dir genehm ist, so möchten wir dein Tor besser hüten als der ungetreue Knecht, den du soeben fortgejagt hast."

Der Effendi fand an dem jungen Mann minder Geschmack als an dem jungen Weib, und er besann sich nicht allzulange, bis er zusagte. Mit drei Worten war die Anstellung bewirkt, und das alles ging so rasch und glatt von statten, daß Afifah gar nicht nachgekommen war mit Aufmerken. Daß sie aber wieder ein Nest gefunden hatten, erfüllte sie mit Behagen, und sie war dem guten Effendi von Herzen zugetan für seine Freundlichkeit.

(Fortsetzung folgt).

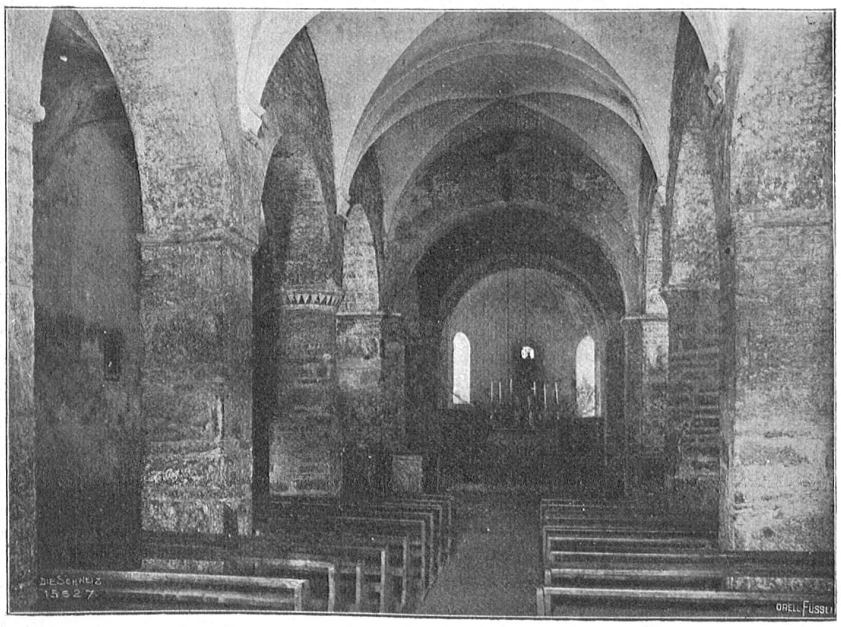
Schweizerische Literatur.

Mit drei Bildnissen.

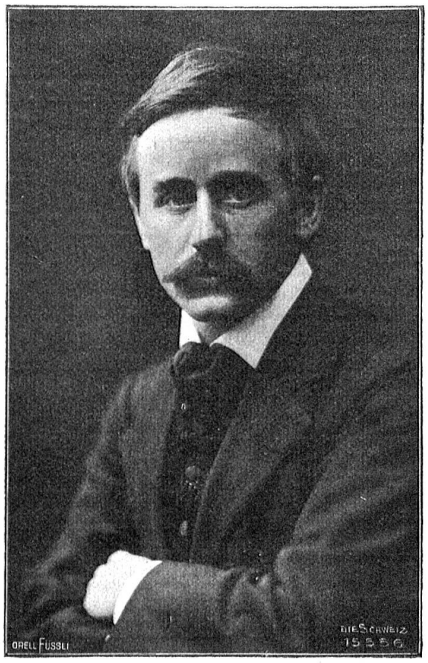
(Fortsetzung). Nachdruck verboten.

Mit einem Notschrei über den Druckeifer unserer jungen Schriftsteller und der daraus resultierenden Unabgeklärtheit ihrer Werke haben wir unsere letzte Besprechung geschlossen. Es freut uns, die heutige mit dem Hinweis auf eine Prosadichtung einleiten zu können, die von einem seltenen, vornehmen Insichausreifenlassen zeugt, auf das kleine feine Büchlein von Emanuel von Bodman, „Erwachen"*); denn da der Dichter dieser lyrisch empfundenen Novelle in Zürich lebt und überhaupt in der Schweiz kein Fremder ist, können wir wohl auch an dieser Stelle seiner gedenken. Zwar ist diese Erzählung, die das Werden eines feinen sensitiven Knaben darstellt, das langsame Erwachen einer reichen und keuschen Seele für Welt und Leben, Lieben und Leiden, dem lebendigen Leben abgelauscht. Aber Form, Aufbau und Sprache sind derart, daß die wirklichkeitstreue Geschichte zu einem Kunstwerke geworden ist, das in uns die Stimmung eines poesiereichen lyrischen Gedichtes hinterläßt. Es geht von Bodmans rhythmisch empfundener Prosa ein eigentümlicher weicher Schimmer aus wie zarter farbenheller Perlmutterglanz, und man genießt dieses

*) Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1906.



Inneres des Kirchleins von St. Pierre de Clages (Phot. Anton Krenn, Zürich).



Emanuel von Bodman.

stimmungsreiche Kunstwerk eines sensitiven Dichters, der allen Kontrasten und Schlagern feinfühlig aus dem Wege geht, wie den Duft von springenden Knospen.

Da wir eben von der Geschichte eines Knabenlebens reden, liegt die Versuchung nahe, auch eines andern größern, aber stoffverwandten Werkes zu gedenken. Die Tragödie eines jungen, in der Knospe erstickten Lebens gibt uns Hermann Hesse in seinem eigenartigen Buche „Unterm Rad"*), und wenn auch der Roman, der uns zeigt, wie ein zarter, reichbegabter Junge an traurigen Schulverhältnissen und sinnloser schulmeisterlicher Ueberbürdung zugrunde geht, sehr tendenziös ist und reich an Ironie und scharfem Spott, so ist es dem feinen Künstler doch gelungen, sein Werk weit über die Tendenz emporzuheben. Als feinster „Lauscher" auf die Regungen in der Natur und der menschlichen Seele zeigt sich Hesse auch in seinem neuesten Roman. Doch, wie sehr wir auch wünschen mögen, daß der Verfasser des „Peter Camenzind", des nach Stoff und Charakter und der in manchem an unsern Keller erinnernden Darstellung vielleicht schweizerischsten Romans der letzten Jahre, zu den Unsern gehörte, Hermann Hesse ist nun einmal kein Schweizer, und die äußere Berechtigung, sein neuestes Buch, das lokal deutsche Verhältnisse wiedergibt, hier zu besprechen, fehlt uns; vielmehr kommt es uns zu, nach dieser kleinen Abschweifung wieder zu unserer autochthonen Literatur zurückzukehren, indem wir von der novellistischen endgültig zur lyrisch-dramatischen Dichtung übergehen, von der wir bereits einiges vorweggenommen haben.

Ein ganz gutes lyrisches Gedicht ist ein Wunder, das auch dem bedeutenden Dichter so selten begegnet, wie eben Wunderbares sich zu ereignen pflegt. Eine Gedichtsammlung ist deshalb von vornherein ein fraglich Ding, zumal wenn sie als umfangreiches Buch erscheint, das uns durch sein Volumen schon zu verstehen gibt, wie hart es halten wird, die einzelnen Perlen aus dem Ganzen herauszufinden. Nun sind zwar unsere jungen Dichter freigebig mit dem Papier, sodaß uns die Dicke eines Buches noch keinen Verdacht auf seinen quantitativen Inhalt zu geben braucht. So beansprucht z. B. Gustav Gamper, der Zürcher Dichter, dessen Gedichte wir früher bereits genügend charakterisiert haben, eine ganze Seite für folgende Strophe:

„Das letzte Blut des Waldes ward vergossen,
Er stehet starr gereckt wie ein Erfror'ner".

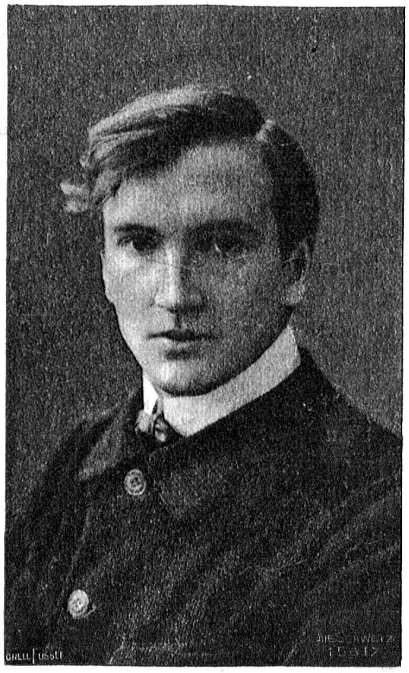
Aber auch so sind die Sammlungen immer noch groß genug. Ein kleines Gedichtbuch berührt deshalb von vornherein angenehm, weil es von Geschmack und Kritik seines Autors zeugt; denn wenn schon das Nichtdichten oft schwerer ist als das Dichten, so scheint erst das Nichtdruckenlassen des Gedichteten eine schier übermenschliche Forderung zu sein. Von seltener Selbstkritik nun redet das Gedichtbuch von Walther Schädelin, „Gedichte" betitelt**), schon durch seinen Umfang und von feinem Geschmack durch die Art der Einteilung. Dadurch, daß der Dichter das Stimmungsverwandte zusammenzustellen und auch die einzelnen Abschnitte unter sich wieder harmonisch zu gruppieren wußte, verrät er ein besonderes kompositionelles Talent, von dem dann die einzelnen Gedichte ebenfalls zeugen. „Liebe", „Märchen", „Balladen", „Vom Tode", „Von ewigen Dingen" sind die vier kleinen Abschnitte überschrieben, von denen jeder seine eigene Physiognomie, sein eigenes Leben hat.

Ein reicher Stimmungs- und Gedankengehalt ist Schädelins Lyrik eigen, und die äußere Form entströmt ungezwungen, natürlich dem Inhalt und gibt ihm in den meist frei behandelten Rhythmen poetische Bildkraft und musikalische Tiefe. So finden wir oft jene seltene Uebereinstimmung von Form und Inhalt, von seelischem und musikalischem Rhythmus, die einige seiner Dichtungen zu abgerundeten kleinen Kunstwerken machen. Dazu besitzt Schädelin eine lebendige Vorstellungskraft, die auch dem poetischen Gleichnis sein eigenes selbständiges Leben zugesteht, statt es — wie dies oft genug geschieht — zur blassen, phrasenhaften Umschreibung herabzuwürdigen. Wenn etwa Schädelin seine schwärmenden Wünsche mit Schwalben und den überwachenden Willen mit einem Falken vergleicht, wie dies in dem stimmungswahren Gedichte „Abendgedanken" geschieht, so ist dies nicht einfach eine rhetorische Form, sondern der kreisende Schwalbenschwarm mit dem rüttelnden Falken über sich hoch in den Lüften wird zum selbständigen der Natur abgelauschten Ereignis. Oder das scheue Werben zweier keuschen liebeungewohnten Seelen führt den Dichter zu folgendem Bilde, das uns in seiner ausführlichen Selbständigkeit beinahe an ein Homerisches Gleichnis erinnern könnte:

„Zwei glatten Panthern gleich, die sich umschleichen
Auf weichen Sohlen, weisend das Gebiß,
Und die des letzten Sprunges ungewiß
Ihn nimmer wagen, aber auch nicht weichen —
So unsre Seelen: Suchen und Verstecken,
Umgehen, kreuzen, fremd und so verwandt,
Daß jede Regung magisch wirkt und bannt
Und überstrahlt zu freudigem Erschrecken . . ."

In feinen, alle starken Effekte vermeidenden Tönen bewegt sich Schädelins reine Lyrik, während wir in den Balladen, in denen der Dichter die geheimnisvolle, andeutungsreiche düstere Balladenstimmung oft wundervoll trifft, auch starke Akzente finden.

Wenn Schädelin hier auch zum ersten Mal mit einer selbständigen Buchpublikation hervortritt, so ist er doch — wenigstens dem musikalischen Publikum — längst kein Unbekannter mehr. Seine machtvollste in der Schlußpartie gelegentlich an Klopstocks Frühlingsode gemahnende Dichtung „Schwermut — Entrückung — Vision", die den Schluß des vorliegenden Bändchens bildet, wurde schon vor einiger Zeit durch die großartige Komposition von Volkmar Andreae bekannt. Aber neben derartig gewaltigen Tönen liegt dem Berner dichter auch das Liebenswürdig-Neckische, wie etwa das reizende „Augenmärchen"



Charlot Strasser.

*) Berlin, S. Fischer Verlag, 1906.
**) Bern, A. Francke, 1905.

zeigt. So findet sich in dem kleinen Bändchen geschmackvoll geordneter Auslese ein merkwürdiger Reichtum von verschiedenartigsten Stimmungen und Gedanken, und wenn auch Anklänge an große Dichter nicht fehlen, Schädelins Gedichte sind doch im tiefern Sinne als originell zu bezeichnen.

Dieses von den Dichtern aller Zeiten und vornehmlich der unsrigen so erstrebte Epitheton können wir jedoch einigen andern Dichtern kaum spenden, die mit ihren mehr oder weniger glücklich zusammengestellten Sammelbändchen auf Weihnachten hervorgetreten, K. A. Burgherr, Otto Hinnerk, Walther Müller und etliche andere. Am ehesten könnte man noch bei den Gedichten von Hinnerk*) von Eigenart sprechen, besonders dort, wo trockener Humor zur Geltung kommt. Aber gerade bei diesen Gedichten, in denen sich nicht selten feines Empfinden und warmes Fühlen ausspricht, vermissen wir die weise Kritik des Autors. Ein Sichten und Wählen hätte unter diesen Versen, die sich gegen Rhythmus und Formschönheit so oft versündigen, dringend Not getan. Recht tadellos in der äußern Form sind dagegen die fließend hingeschriebenen Gedichte „Im Werden" von K. A. Burgherr**); damit aber ist auch so ziemlich alles gesagt, was von diesen angenehmen, völlig unoriginellen Versen, die durchweg die satte Lebensphilosophie der Zufriedenheit und des stillen Sichbescheidens verkünden, gesagt werden kann. Ein anspruchsloses, freundliches Talent spricht sich auch in den Dialektgedichten von Walther Müller „Heublueme, allerlei Gedichtli in Freiämter-Mundart"***) aus. Es findet sich in dem unscheinbaren Bändchen manches heitere, anmutige und heimelig warm empfundene Verschen, das sich in einem Schulbuch nicht übel ausnehmen würde.

Eine Gedichtsammlung ist im grunde auch das neue Buch von Charlot Straßer „Ein Hochzeitsspiel"†), nur hat der Autor durch Titel und Prolog die verschiedenartigen Dichtungen vereinigt. Das Band ist zwar locker; aber der gemeinsame Gesichtspunkt ist begründet: der siegenden Liebe gehören alle diese Dichtungen in Vers und Prosa an. Die äußere Motivierung der Vereinigung des ganz Verschiedenen wird im Prolog gegeben, der einem lebhaften Streit zwischen Liebwünschelwicht — einem allerliebsten flatterhaften kleinen Eros — und Seelchen vorführt. Der Kampf dreht sich um die Liebe, und während Liebwünschelwicht für heiße Leidenschaft und sinnenfrohes Tändeln eintritt, verteidigt Seelchen die tiefe, reine, durch das Wunder der Treue gefestigte Liebe. Zur Entscheidung des Streites wird der Dichter herbeigerufen, und als des Dichters Antwort auf die Frage nach der wahren, glückbringenden Liebe sind die dem Prolog folgenden, jeweilen durch ein „Der Dichter spricht" eingeleiteten Dichtungen aufzufassen; die aber sind derart, daß die Entscheidung zugunsten Seelchens ausfällt. Zwar wird die Liebe in all ihren Formen besungen, die sehnsüchtig zarte, die leichtsinnig holde, die leidenschaftlich grimmige — aber des Dichters Seele gehört doch jener heiligen Liebe, die groß und stark ist und die das Leben nicht ernüchtert, sondern vertieft und verklärt. Eine derartige Auffassung mag in Erstaunen setzen bei einem so jungen Menschen, wie der Dichter des Hochzeitspieles ist, und dieses Staunen mag einen noch hie und da packen beim Lesen des Buches, wenn aus den schimmernden Wellen reiner Poesie Gedanken von überraschender Reife und Abgeklärtheit auftauchen. So etwa, wenn Seelchen Liebwünschelwichts Lobpreisungen der Augenblicksfreude die Worte entgegenhält:

„Doch weißt du auch! — Die Menschen haben
ein Ding, das heißt Erinnerung.
Ist sie beschmutzt und untergraben,
so bleibt die Freude nimmer jung . . ."

*) Zürich, Arnold Bopp, 1906.
**) Schkeuditz, W. Schäfer, 1905.
***) Einsiedeln, Benziger & Co. A.-G., 1906.
†) Bern, A. Francke, 1905.

Oder wenn Liebwünschelwicht über die Kunst folgenden trefflichen Ausspruch tut:

„. . . Die Kunst ist mehr
als aus ‚genialem' Denken schöpfen.
Ich kenne viele von den Tröpfen,
die ohne Mühe schaffen wollen . . .
Durch Arbeit reift die Kunst zum Vollen!"

Solche Stellen erinnern uns an ein Goethesches Wort, daß der Dichter schon in seiner Jugend manches antizipiere, was andere das Leben erst lehren müsse. Freilich die große Jugend des Autors spricht dennoch aus seinem Hochzeitsspiel im Guten und — im weniger Guten. Solche Töne duftig zartester Lyrik, kühner Frische und jubelnder Glückszuversicht, wie wir sie in Straßers Gedichten finden, werden wohl immer der Jugend vorbehalten bleiben. Hingegen hätte die Kritik eines reifern Alters an mancher Stelle eingegriffen, die jugendliches Ungestüm und Veröffentlichungsdrang unbehelligt durchschlüpfen ließ. Auf die einzelnen Stellen, die noch der Ueberarbeitung bedurft hätten, wollen wir hier nicht eintreten; was jedoch die Komposition des ganzen Buches anbetrifft, hätte Straßer besser getan, die beiden letzten Dichtungen „Pilatus" und „Vergessen, Phantasien zu einer bernischen Sage" wegzulassen. Abgesehen davon, daß sie eigentlich nicht mehr in den Rahmen des Buches gehören, die Wirkung des vorausgegangenen poetisch Wertvollern wird durch diese beiden weniger glücklichen Legendendichtungen abgeschwächt. Die Phantasien zur bernischen Sage sind von Künstelei und überladenem Pathos nicht freizusprechen, während anderseits Straßers Talent, das in dem anmutig Feinen am schönsten zur Geltung kommt, der künstlerischen Gestaltung eines so mächtigen Stoffes, wie die Pilatussage ist, nicht entspricht. In den Apokryphen des neuen Testaments, im sogenannten Evangelium Nicodemi, wird uns die eigentümliche Legende vom Tode des Pilatus erzählt. Tiberius läßt seinen ungetreuen Statthalter nach Rom kommen, um ihn wegen der Kreuzigung Christi, von dem der kranke Kaiser Heilung erhofft hatte, zur Rechenschaft zu ziehen. Pilatus erscheint, doch von dem ungenähten Rocke des Gekreuzigten, den er frevelhaft sich selbst umgelegt, geht eine solche Wunderkraft aus, daß alles Volk und selbst Tiberius von heiligen Schauern ergriffen werden. Der Frevel kommt an den Tag, Pilatus wird verurteilt und nimmt sich selbst das Leben; aber seine Leiche findet nirgends Ruhe. Die Erde wirft sie aus, der Tiber und alle andern Gewässer, der Leman verstoßen den verruchten Leichnam in unheilverbreitenden Ueberschwemmungen, bis endlich der Unselige in einem fernen stillen Bergsee Ruhe findet. Für uns Schweizer liegt dieser See natürlich auf jenem Berge, der den Namen des römischen Statthalters trägt. Diesen Stoff nun behandelt Straßer und auch noch ein anderer junger Bernerdichter. — Die künstlerische Bearbeitung großer und oft behandelter Stoffe scheint ja auf junge Dichter eine unwiderstehliche Anziehungskraft auszuüben; denn sie besitzen noch die erfreuliche Zuversicht und den schönen Glauben, auch in den tausendfach umstrittenen Problemen noch Neues sagen zu können, und dann muß es wundersam verlockend sein, die jungen Kräfte an dem ganz Großen zu messen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß auf Weihnachten gleich drei blutjunge Dichter mit ähnlichen Versuchen hervorgetreten sind. Zwar Straßer hat sich in das Problem der Pilatussage nicht weiter eingelassen, sondern bloß die Legende in poetischer Form wiederzugeben versucht, was für seine Einsicht und für seinen Takt ein günstiges Zeichen ist; aber mit ganzer Wucht und gelegentlich einem wahren Gedankenkraftprotzentum haben sich die beiden andern in ihre Probleme gestürzt, Eduard Behrens und Paul Hugo, die Verfasser der beiden Dramen „Pilatus"*) und „Luzifer oder das Ringen der Menschen"**).

Walther Schädelin.

(Fortsetzung folgt).

*) Bern, A. Beuteli, 1905.
**) Dresden, Richard Lincke, 1906.